

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 29 (1953-1954)
Heft: 12

Artikel: Der W-Fahrer : ein Berufsbild, aber kein Vorbild
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070773>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der W-Fahrer

Ein Berufsbild, aber kein Vorbild

Von * * *

Wechselfahrerbande verhaftet

ag. Der Basler Polizei ist es gelungen, einer Bande von sogenannten Wechselfahrern auf die Spur zu kommen. Es sind bereits zwei Deutsche und ein Schweizer verhaftet worden, welch letzterer sich nebenher auch als Rennfahrer betätigte. Die Betrüger haben bereits eine sehr große Anzahl von Basler Geschäften heimgesucht, wo es ihnen jeweils gelang, durch Verwirren der Verkäuferin eine zum Wechseln gegebene größere Banknote samt dem Herausgeld an sich zu bringen und sich nachher aus dem Staube zu machen. Die Polizei fahndet gegenwärtig noch nach einem vierten an den Beträgereien beteiligten Komplizen.

MÖGE sie noch lange fahnden! Wie sollte sich sonst ein W-Fahrer jahrelang behaupten können, wenn es unserer sogenannten findigen Schmier, so nennen wir nämlich die Polizei, immer gelingen sollte, «des Täters habhaft zu werden»? (Wechselgeldbetrüger ist übrigens

ein Wort, nur für die breite Öffentlichkeit bestimmt, während der eigentliche Fachausdruck, sowohl in unsrern Kreisen wie auch in denjenigen unserer Gegner, d. h. der Polizei, kurz W-Fahrer lautet.)

Wie es unter gebildeten Leuten üblich ist, erlaube ich mir, mich Ihnen als seit Jahren tätiger W-Fahrer vorzustellen. Wenn das nicht unter meinem Namen geschieht und ich Ihnen auch den Übernamen, den mir meine Clique angehängt hat, verschweige, wollen Sie mir das bitte nicht für übel halten. Ich habe nämlich gewisse Rücksichten zu nehmen, die nicht zuletzt auch meine eigene Sicherheit betreffen. Im übrigen bin ich seit Jahren bestrebt, mich so wenig wie möglich auffällig zu machen, und liebe es, unter der großen Menge zu verschwinden.

Es ist mir auch nicht an der Wiege gesungen worden, daß ich einmal W-Fahrer werde. Das Leben ist ein Kampf, ein Kampf ums Geld.

Sogenannte moralische Hemmungen, die ich am Anfang meiner Laufbahn noch zu überwinden hatte, stören mich längst nicht mehr. Ich teile die Leute in zwei Klassen ein, und zwar in «Macher» (zu welchen ich mich zähle) und in solche, die sich machen lassen, Gemächerte. Im übrigen bin ich sogar stolz auf meinen mir quasi aufgezwungenen Beruf, der eine Fertigkeit erfordert, von der sich der Laie wohl keinen Begriff macht. Im Nachstehenden will ich Ihnen nun erzählen, wie ich dazu kam, W-Fahrer zu werden.

In jungen Jahren schon kam ich mit dem Strafgesetz in Konflikt, und zwar auf eine einfältige Weise, deren ich mich noch heute schäme. Allerlei romantische Ideen spukten in meinem Hirn, wobei Kriminalromane die Hauptschuld trugen. Zur Verwirklichung meiner überspannten Ideen brauchte ich Geld, das ich mir nicht anders zu beschaffen wußte, als einen Griff in die Kasse meines damaligen Prinzipals zu tun. Natürlich kam die so dumm angefangene Sache aus. Einige Monate Zuchthaus warfen mich vollständig aus dem Geleise.

Die Berufslehre Knochenstier (ohne Geld) spazierte ich eines schönen Tages in den Langen Erlen in Basel. Es war ein heißer Tag im Juli. Vergebens zermarterte ich mein Hirn nach einer Idee, wie ich zu Geld kommen könnte. Schaudernd machte ich mich bereits mit dem Gedanken vertraut, Wasser zu trinken, als ich plötzlich einen Bekannten aus Bern vor mir sah. «Servus Katzen-Max, ja, was tust denn du hier?» rief ich ihm zu. «Servus Kneiserli», begrüßte er mich ebenfalls, «ich habe bloß einen kleinen Erkundigungsspaziergang der deutschen Grenze nach gemacht. Man weiß ja nie, wenn man seine Kenntnisse über die Grenzübergänge verwerten kann.» Katzen-Max war tipptopp im Schuß, was mir nicht nur seine glatte Schale (Kleidung), sondern auch die goldenen Ringe und dito Uhrkette zeigten. Er erschien mir daher als rettender Engel. Ich teilte ihm mit, daß ich stier sei und ein übermächtiges Verlangen nach kühlem Bier habe. So wie ich ihn kannte, wußte ich, daß er nun eine seiner berühmten Reden von Stapel lasse, und richtig legte er los: «Du bist doch das größte lebende Exemplar eines ausgewachsenen Vollblutidioten. Wer wird denn stier in der Welt herumlaufen, wo doch das Geld auf der Straße liegt! Ihr seid mir aber auch Kadetten.

Da macht ihr kleine Krämpflein, laßt euch womöglich von der Schmier (Polizei) dabei schnappen, anstatt wie ich auf Tutti zu gehen. Da schau her», fuhr er weiter, indem er mir die Brieftasche zeigte, «überzeuge dich, daß ich keinen Aufschlitt mache, wenn ich dir erzähle, daß ich dick beinand bin.» Daß Katzen-Max eine Kanone im W-Fahren war, wußte ich längst, daß er aber über drei Mille auf sich habe, hätte ich nie gedacht. Er weidete sich denn auch weidlich an meiner Verblüffung und war ersichtlich stolz auf seinen Besitz. Damals faßte ich den Entschluß, auch W-Fahrer zu werden, sah aber vorläufig noch keine Möglichkeit, es ihm gleichzutun, da ich nur einen ungefährten Begriff hatte, wie die Sache vor sich geht.

Auf dem Wege gegen Klein-Basel erzählte er mir von seinen Erfolgen der letzten Zeit. «Eigentlich ist es Blödsinn von mir, wenn ich dich anlehre und mir dadurch die Konkurrenz selber großziehe, doch du hast mich in Bern, als es ganz lingg pfiff, vor der Schmier versteckt, drum will ich jetzt auch nicht so sein. Paß nur gut auf, in der nächsten Wirtschaft kannst du sehen, wie man Geld macht.»

Die Anfangsgründe In einem größern Lokal Klein - Basels bestellte Katzen-Max zwei Gläser Bier, wobei er, als das Verlangte gebracht wurde, noch mit der Serviettochter scherzte. Mir klopfte das Herz vor Aufregung ob der bevorstehenden Einführung in die Geheimnisse des W-Fahrens.

«Fräulein, zahlen!» rief Max, dabei den Kiesräuber (Portemonnaie) in der Hand haltend und einen Holzscheiter (50er-Note) auf den Tisch legend.

«Vier Glas Bier macht Fr. 1.40, ein Weggli, macht Fr. 1.55», meinte die Serviettochter, indem sie sich anschickte, auf Fr. 50.— herauszugeben. «Fr. 1.60, Fr. 1.80, 2, 4, 5, 10, 30 Franken», zählte sie auf dem Tisch, als Max sich einmischte: «Ziehen Sie auch noch eine Schachtel Laurens ab! Haben Sie gute achtziger Zigarren? Bringen Sie auch noch zwei Stück!»

Die 50-Franken-Note war unterdessen in Maxens Seitentasche verschwunden. Mit aller Seelenruhe fing er an, das herausgegebene Kleingeld in dem stets offen gehaltenen Kiesräuber zu versenken. Gespannt verfolgte ich den Vorgang, in einer Angst lebend, die Ge-

schichte könne schief gehen. Wir erhielten noch unsere Zigaretten und die Zigarren. Die von mir ängstlich erwartete Frage nach der 50er-Note wurde nicht ausgesprochen. Ein nobles Trinkgeld war ein schwacher Ersatz für die verlorenen 50 Steine.

«Adie!»

«Auf Wiedersehen, ihr Herren!» Und hocherhobenen Hauptes verließen wir das Lokal. Max strahlte direkt vor Genugtuung über das gelungene Stücklein. «Hast du nun gesehn, wie's gemacht wird? Schneller kann man wohl kaum 50 Steine verdienen.»

«Ich kann nur nicht begreifen, daß die Serviettochter nichts gemerkt hat», warf ich ein.

O du Mondkalb, das ist ja eben der Trick, daß man im richtigen Moment einspringt, um die Gedanken vom Geld abzulenken. Meine nachträgliche Bestellung hat also, wie du dich überzeugen konntest, die Situation geschaffen, die ich für mein Vorhaben brauchte.»

«Was hättest du nun aber getan, wenn die Servierkatze Lampe (Streit, Aufhebens) gemacht hätte, was doch schließlich auch vorkommen kann?», fragte ich meinen Lehrmeister.

«Natürlich kann es vorkommen, daß es Lampe gibt, und zwar trotz aller Vorsicht», erklärte mir Katzen-Max lachend. «Da gibt es nun allerlei Mittelchen, um sich heil aus der Affäre zu ziehen. Erstens schaust du dir das Opfer ganz genau an, damit du weißt, mit wem du es zu tun hast. Auch darfst du auf keinen Fall eine gleiche Note im Kiesräuber haben und auch nicht mehr Kleingeld, als deine Konsumation ausmacht. Schlägt nun jemand Lampe, so wirst du nicht etwa frech, sondern erklärst höflich, aber bestimmt, daß du die Note geben habest, zeigst auch dein offenes Porte-

monnaie, indem ja nur noch einige Münzen sind. Am weitern Verhalten deines Opfers merkst du dann bald, ob es dir gelungen ist, die Zweifel zu zerstreuen. Das alles muß sehr rasch gehen. Sollte nun jemand auf der Herausgabe der Note bestehen, dann hast du in Gottes Namen umsonst „angestochen“ (Fachausdruck für probiert), und der „Anstich“ ist dir eben mißraten. Mit höflicher Entschuldigung über deine Zerstreutheit gibst du dann die Note zurück. Im übrigen vergiß ja nie, ein reichliches Trinkgeld zu geben.

In einer kleinern Ortschaft darfst du nie mehr als einen mißratenen Anstich haben, wenn du nicht hoch gehen willst. Seit zwanzig Jahren betreibe ich die „W“, bin aber noch nie in flagranti erwischt worden. Wenn ich verurteilt wurde, geschah es stets nur durch Beschreibung meiner werten Persönlichkeit und spätere Konfrontation mit den Opfern.

Vor allem merke dir das eine, wenn du hoch hast, laß die Hände von der „W“.» So sprach Max, die W-Fahrer-Kanone. Unter solch lehrreichen Gesprächen war es mittlerweile spät geworden. Max zeigte sich nobel und schenkte mir ein Pfund (Fr. 20) als Betriebskapital.

«Ich würde dir aber raten, bevor du die richtige Routine hast, nicht mit einem Pfund, sondern erst im kleinen mit einem „Schnegg“ (Fünffrankenstück) zu probieren. Mißrät dir der Anstich, so hast du viel weniger eine Lampe zu befürchten.»

Ich brannte nun vor Verlangen, am andern Tag mein neues Métier zu beginnen. In der Nacht ließ ich das von Max Gehörte und Gesogene noch einmal Revue passieren und prägte mir hauptsächlich den eigentlichen Trick der Verwirrung genau ein.

Da musste ich lachen

Wir hatten diesen Sommer eine Amerikanerin bei uns auf Besuch, die in den USA eine sehr flache Gegend bewohnt. Um ihr so recht die Schönheit unseres Landes, das sie zum erstenmal besuchte, zu zeigen, führte ich sie übers Wochenende im Wagen über den Julierpaß ins Engadin und über den Flüela wieder zurück. Als wir am Abend unserer Rückkehr zu Hause beisammensaßen, fragte meine Tochter unseren Gast: «Wie gefällt Ihnen nun die Schweiz?» «Oh, recht gut», antwortete sie freundlich, «nur — ohne Berge wäre sie sicher noch schöner.» Da mußte ich lachen.

R. Sch. in Z.

Aller Anfang ist schwer Am nächsten Morgen, es war gerade ein Markttag, suchte ich unter den Marktfrauen mein erstes Opfer. Nach einem Umher-spazieren entdeckte ich so ein Marktfraueli, das einen etwas beschränkten Eindruck machte und mir daher für mein erstes Auftreten günstig schien. Sie hielt Rübli und Suppengrün feil.

«Was kosten die Rübli?» sprach ich das Fraueli an.

«40 Rappen der Bund.»

«Gut, geben Sie mir einen Bund», entgegnete ich, ihr in der Hand den bereit gemachten Schnegg zeigend. Schon wollte sie nach letzterem greifen, als ich, eingedenk der Lehren meines Meisters, mit der «Verwirrung» begann.

«Ziehen Sie mir auch noch für 15 Rappen Schnittlauch ab, und was kosten die kleinen Gurken, die Sie da haben?»

«Die sind 50 Rappen das Stück, wieviel wollen Sie davon?»

«Gut, ziehen Sie mir auch noch 2 Stück ab.»

«Wie soll ich Ihnen abziehen, Sie haben mir ja den Fünfliber noch nicht gegeben», sprach das Fraueli seelenruhig, indem sie erwartungsvoll zu mir aufschaute. Den Schnegg hielt ich immer noch krampfhaft in der geschlossenen Hand. Die von mir gewünschte Verwirrung war da, allerdings auf meiner Seite. Schließlich wußte ich mir nicht mehr anders zu helfen, als ihr den Schnegg nun wirklich zu geben und mit meinem Bund Rübli wie für 15 Rappen Schnittlauch abzutrotten. Die kleinen Gurken habe ich gar nicht mitgenommen. Mein erster Anstich war glänzend — verreckt, dazu noch bei einem Marktweiblein, das mir nicht die «Hellste» zu sein schien. Ich mußte bei der «Verwirrung» einen Fehler gemacht haben. Oder hätte ich darauf bestehen sollen, daß ich ihr den Schnegg gegeben habe? Ich beschloß nun, am nächsten Ort doppelt vorsichtig und auch viel energischer vorzugehen. Ich hatte mir nun einmal vorgenommen, ein W-Fahrer zu werden, durfte mich daher nicht gleich vom ersten Mißerfolg entmutigen lassen. Noch am selben Vormittag gelang es mir dann tatsächlich, bei einem Südfrüchtehändler den ersten Schnegg zu «machen». Ein starker Andrang an den Stand kam mir dort trefflich zustatten. Also konnte ich die Sache doch machen und war somit in die Gilde der W-Fahrer aufgenommen. Ich wußte nun, wie man zu Geld kommt, ohne sich Schwieren an den Händen zu holen.

Das Geschäft zieht an In den nächstfolgenden Tagen wagte ich es dann auch in Läden mit mehr oder weniger Erfolg. Ich sah bald ein, daß mit einem Schnegg die Spesen zu hoch seien. Mein eifriges Bestreben war daher, mich so weit zu vervollkommen, daß ich die Geschichte mit einem Pfund, wenn nicht gar mit einem Holzscheiter riskieren durfte.

Mein erstes Pfund machte ich an einem Schützenfest im Kanton Bern, wo ich eine Serviettochter in der Festhütte glatt hineinlegte. Ich hatte überhaupt bald herausgefunden, daß mein Weizen am besten da blühe, wo sich viele Leute ansammeln, weil dort die Aufmerksamkeit weniger auf den Einzelnen gelenkt wird. Allerdings ist an einem solchen Tag auch wieder mit dem Umstand zu rechnen, daß viele Deckel (Detektive) anwesend sind.

Lingg ist es mir in einer Bäckerei der Thunerseegegend ergangen. Der Teigaff (Bäckermeister) bediente mich selber. Ich hatte eben ein Pfund angestochen und glaubte schon, er werde mir schön tanzen. Doch kaum ließ ich das Pfund verschwinden, als er plötzlich zur Türe sprang und mich anschrie: «So, habe ich nun endlich so einen Lumpen von Wechselfahrer erwischt, erst letzte Woche hat mich einer mit 50 Franken hineingelegt. Marie, Marie, telefoniere sofort der Polizei. Der kommt mir nicht zum Laden heraus, bis der Landjäger da ist!»

Ich suchte einzulenken: «Ja, aber was ist denn da los, ich komme zu Ihnen, um einige Kleinigkeiten zu kaufen, und Sie machen einen solchen Spektakel. Ich will doch bezahlen, oder glauben Sie vielleicht, ich habe kein Geld?»

So suchte ich den Unschuldigen zu spielen. Vergebene Liebesmüh. Der Teigaff redete sich selber in immer größere Wut hinein: «Das wird sich dann auf der Polizei weisen, wer und was Sie sind, auf keinen Fall kommen Sie von hier weg, bis der Landjäger da ist. Mich erwischt man nicht ein zweitesmal.»

Da ich in derselben Ortschaft bereits in einem andern Laden ein Pfund gemacht hatte, mußte ich mit einer zünftigen Lampe rechnen.

«Wenn ich hier bis zum Eintreffen der Schmier warten muß», dachte ich mir, «dann gehe ich mit tödlicher Sicherheit hoch», und das wollte ich natürlich nicht. Ich sah schon, daß es durch die Tür kein Entweichen gab; denn der herkulisch gebaute Bäckermeister versperrte mir mit drohender Gebärde den

Ausgang. In höchster Not gewahrte ich auf der andern Seite des Ladens ein offenes Fenster, das in einen Garten mündete. Zeit zum Überlegen blieb mir nicht lange, da der Posten der Schmier ganz in der Nähe war. Mit einem Satz war ich am Fenster, ein Schwung über die Brüstung, und ich stand im Garten. Nach der Straße zu durfte ich nicht flüchten, da der Teigaff einen Höllenlärm machte. Ich lief nun so schnell, wie mich meine Beine trugen, einem nahen Walde zu, den ich auch glücklich erreichte. Ich wußte wohl, daß ich hier noch keineswegs in Sicherheit sei. Falls der Schmierlappen zu Hause war, konnte er die Verfolgung jederzeit mit seinem Köter aufnehmen. So bin ich mindestens zwölf Kilometer gelaufen, in ständiger Angst vor einer Verfolgung. Wenn ich auch damals entwischt bin, so ging ich doch bald darauf einer andern Lampe wegen hoch und bin dann auch mit dem früheren Teigaffen konfrontiert worden. Er erkannte mich natürlich sofort und hat sehr lingg gepiffen.

Die bessernde Strafe «Weil vorbestraft, einen halben Zentner (sechs Monate) Korrektionshaus», so lautete das Urteil. Während dieser sechs Monate hatte ich nun Muße genug, über die Fehler, die ich gemacht hatte, nachzudenken. Daß ich die «W» nicht aufgebe, war mir von vornherein klar, nur nahm ich mir vor, in Zukunft recht vorsichtig zu sein. Was wollte ich denn um kargen Lohn schaffen, wenn ich in einem Tag so viel verdienen konnte wie mit der Hände Arbeit in einer Woche! Wie alles im Leben gingen auch die sechs Monate vorbei. Meine früheren Ersparnisse gingen mir während der Untersuchungshaft zum Teufel, mit einem Pfund in der Tasche stand ich am Entlassungstag auf der Straße. Ich aß mich erst gründlich satt und mußte darauf, wohl oder übel, auf Erwerb aus. Wohl hätte ich mich bei dem Beamten der Schutzaufsicht melden können. Dessen Fürsorge wäre aber darin bestanden, daß er mir für längere Zeit Kost und Logis in einer Herberge verschafft hätte. Das hätte ich schließlich in Kauf genommen, nicht aber die nachherige Kontrolle meiner Lebensweise. Ich war daher gezwungen, wieder von vorn anzufangen, um meine beträchtlich zusammengeschmolzenen Finanzen zu vermehren.

Mit einem Schnegg mußte ich den Anfang machen. In einem Außenquartier Berns ver-

suchte ich mein Glück in einem Geschäft, dessen Verkäuferin, ein junges Katzli, mir für meine Zwecke geeignet schien. Sie tanzte auch wirklich schön, trotzdem ich im Anfang meiner Sache nach der monatelangen Unterbrechung nicht so sicher war. Das machte mir Mut, so daß ich mich weiter umsah unter den Töchtern des Landes.

Ein Dreier Fendant, mein Lieblingswein, versetzte mich in den Zustand gesteigerter Aktivität. Es ging schon gegen Abend, als ich neuerdings eine Firma mit meinem Besuch beglückte. Schon hatte ich eine bestimmte Ware verlangt und war gerade im Begriff, die übliche kleine Nachbestellung zu machen, als ein elegant gekleideter Herr den Laden betrat. «Guten Abend», sprach er, und gleich darauf, ohne Pause: «Bitte, Fräulein, geben Sie mir rasch ein Paket von Ihrem Gesundheitstee, den Sie im Schaufenster haben, ich möchte ihn gerne nach Hause nehmen. Der Herr wird schon entschuldigen», wandte er sich an mich. Der «Herr» entschuldigte gern, war ihm doch durch das Dazwischenetreten sein Geschäft bedeutend erleichtert worden. Ohne Säumen verließ der elegante Herr den Laden, nicht ohne mir vorher einen eigentümlichen Blick zuzuwenden, den ich gar nicht zu deuten wußte. Mein Geschäft erledigte sich glatt, die Laden-tochter war so ahnungslos wie ein neugeborenes Kind, so daß ich, ermutigt durch meine Erfolge, mit neuem Mut in die Zukunft schaute. Ich wollte das Tram besteigen, um in das Innere der Stadt zu fahren, als mir jemand auf die Schulter klopfte. Himmeldonnerwetter! schrak ich zusammen, denn schon glaubte ich, es sei ein Deckel, der von meinen Fahrten Wind bekommen habe.

«Sie müssen entschuldigen, wenn ich Sie erschreckt habe», redete mich eben jener Herr an, der nach mir den Laden betreten hatte. «Ich möchte nämlich gerne mit Ihnen sprechen und lade Sie zu einem Glas Wein ein.»

Ich gründe eine Firma Er erzählte mir folgendes: «Ich sah Sie heute in einem Laden Ihr kleines Geschäftchen machen und bin Ihnen dann gefolgt. Sie werden sich erinnern, daß ich im letzten Geschäft just in dem Moment eintrat, als es sich bei Ihnen zur glatten Erledigung Ihrer Angelegenheit darum handelte, die Verkäuferin zu verwirren. Obschon ich den Erfolg nicht abgewartet habe, bin ich fest überzeugt, daß Sie dort ohne Schwie-

rigkeit fertigarbeiten konnten. Sie ersehen daraus, wieviel leichter es geht, wenn zwei zusammenarbeiten. Ich bin nämlich W-Fahrer wie Sie, nur mit dem Unterschied, daß ich mich nicht mit solchen Kleinigkeiten wie einem Fünfliber abgabe. Ich schlage Ihnen vor, mit mir in Kompagnie zu arbeiten. Es ist ein ungeschriebenes Gesetz der W-Leute, daß in solchen Fällen alles auf Kippe geht, trotzdem Ihnen der leichtere Teil der Arbeit, nämlich das Dazwischenkommen, zufällt. Falls Sie mit meinem Vorschlag einverstanden sind und genau nach meinen Anweisungen arbeiten, garantiere ich Ihnen ein Einkommen, das mindestens das Vierfache Ihres jetzigen beträgt.»

Und so schlossen wir dann eine GmbH. Meine Aufgabe bestand lediglich darin, während mein Kollege arbeitete, den Laden zu betreten und eine Kleinigkeit zu kaufen.

Gustav, nennen wir ihn so, hatte seine eigene Methode, nach der er arbeitete, und bald merkte ich, daß er meinem fröhlichen Lehrmeister, dem Katzen-Max, weit überlegen war. Es war direkt eine Freude, zu sehen, mit welcher Ruhe und Sicherheit er vorging. Sein volles Gesicht wie der Anflug eines Schmerbäuchleins gaben ihm das Aussehen eines wohlhabenden Bürgers. Kein Mensch hätte in ihm den W-Fahrer vermutet. Dabei gab es in der Schweiz nur noch wenige Kantone, aus denen er nicht ausgewiesen war. Sein vornehmes Bild war in sämtlichen Bilderbüchern der Schmier sehr begehrt und auch überall vertreten. Es war daher ein Zusammenarbeiten mit ihm, wie ich in der Folge sehen sollte, ziemlich gefährlich. Geld hingegen machte er wie Heu, das muß man ihm lassen.

Hochkonjunktur Als Deckmantel, um uns wenigstens über unsere Tätigkeit ausweisen zu können, hatten wir uns Mappen angeschafft, besaßen die amtliche Reisekarte und machten sogar hie und da eine Bestellung. Wie schon gesagt, Geld verdienten wir viel, es zerschmolz uns aber wie Wachs zwischen den Fingern. Da Gustav hauptsächlich mit Hunderternoten operierte, kamen für uns meist auch nur größere Geschäfte in Frage. Sein Meisterstück leistete er, als er einen Bankkassier mit einem Fünfhunderter machte. «Das soll mir mal einer von der Konkurrenz nachmachen», renommierte er oft.

Hatten wir in einer Stadt zwei oder drei Grüne (Fünfzigernoten) gemacht, so ge-

WOHER STAMMT DIESES WORT?

Familiennamen

Für das mit Gras bewachsene Land kennt unsere Sprache verschiedene Ausdrücke. Sie spricht bald von einer Wiese, einem Rasen, einem Feld, bald von einer Au, einer Matte, einem Wang. Alle diese Bezeichnungen finden wir wieder in zahlreichen Familiennamen. *Au* bedeutet ursprünglich Wasser, Fluß, dann wasserumflossenes Land (Halbinsel Au) und schließlich bewässerte Wiese. Auf einer solchen Au wohnten die *Auer*, *Anderau*, aber auch die von *Ow* und *Euwer*; denn das Mittelhochdeutsche schrieb das Wort *ouwe*. Ein freies, flaches, unbewaldetes Gelände heißt *Feld*. Über Ortsnamen wurden zu Familiennamen *Frauenfelder*, *Glattfelder* usw.

Die *Matte* war ursprünglich eine Wiese, die der Heugewinnung diente. Wir erkennen das Wort in *Dürrenmatt*, *de Kalbermatten* und in *Andermatt*, von dem die Nidwaldner *Odermatt* eine Variante bilden, aber auch in *Matter* und *Mettler* (Mättler). In Basel lebte um das Jahr 1300 ein Bürger, der bald *Jacobus dictus Wiese*, bald *Jacobus dictus Waser* genannt wird. Der zweite Name stammt von *wasen*, einem Ausdruck, der in bäuerlichen Gegenden noch heute für Rasen gebraucht wird. Der *Waser* und der *Wasmer* sind also eigentlich diejenigen, die auf grasbewachsenem Grunde wohnen. Das heute gebräuchliche Wort für das mit Gras bestandene Land ist *Wiese*. *Wiesendangen*, woher die *Wiesendanger* stammen, bedeutet: Feld (die alte Bezeichnung heißt *wang*), auf dem Wisenterherden weiden. Der Ort schrieb sich im 8. Jahrhundert *Wisuntwangos*.

Johannes Honegger

brauchten wir die Vorsicht, noch am gleichen Tag zu verschwinden, um an einem andern Ort zu übernachten. Meistens kam ja der Schwindel erst am Abend bei der Abrechnung aus, und da waren wir gewöhnlich längst über alle Berge.

Natürlich waren wir ziemlich vorsichtig. Häufig stiegen wir eine Station vorher aus und machten die letzten drei, vier Kilometer zu Fuß, damit uns die Schmier am Bahnhof nicht sah. Wir führten ein kleines Notizbuch, in das wir alles Wissenswerte eintrugen. Wir mieden sorgfältig die verlampten Gegenden. Verlampt ist eine Ortschaft, wenn allen Geschäftsinhabern die Flohnerei bereits bekannt ist. Der gerissene Flohner kennt diese Ortschaften, oder er merkt doch sofort, woran er ist, und verduftet, ehe es Lampe gibt. Wie tüchtig mein Kollege in seinem Fach war, zeigt folgendes:

Wir kamen einmal in eine Wirtschaft, und in unsren Kiesräubern war nur noch ein Schuri (Franken). Und dennoch brachte es mein Kollege fertig, den Wirt zu mächteln (betrügen), ohne auch nur einen Schnegg Betriebskapital.

«Genosse», sagte mein Kollege, «nur keine Sorgen, der Wirt muß borgen, er mächtelt seine Gäste ja auch, der Bierpanscher.»

Die Wirtschaft war voll Leute. Mein Kumpan wartete, bis die Kellnerin einem Gast eine Zwanzigernote wechselte. Als nun dieser fort war, rief er plötzlich laut und energisch: «Fräulein, geben Sie mir doch endlich mal raus!» «Ach, entschuldigen Sie», sagte die erst 16jährige Servierkatze, zog die zwei Bier ab und gab ihm 19 Franken 40 heraus. Dafür bekam sie 30 Rappen Trinkgeld.

Gegen die Überfremdung Ein interessantes Recontre hatten wir in Luzern, dem wir übrigens zu verschiedenen Malen unsren Besuch abgestattet hatten. Gustav wollte sein Glück in einem Luxuswarengeschäft versuchen. Ein einzelner Herr war darin als Käufer anwesend, als er den Laden betrat. Ich war schon bereit, einzuspringen, als ein Herr mit südländischem Aussehen ebenfalls eintrat. Ich sah, wie Gustav mit einem kleinen Geldstück bezahlte, also gar nicht angestochen hatte. Gleich darauf kam er auch mit hochrotem Gesicht heraus und platzte los: «Die verfluchte Schwefelbande soll doch im eigenen Lande bleiben und uns nicht in der Schweiz den Verdienst wegschnappen. Es ist

nämlich ausländische Konkurrenz an der Arbeit. Jetzt paß auf, die dürfen uns nicht durch die Lappen gehen, die stelle ich nun vor die Alternative: Kippe oder Lampe.»

Es dauerte nicht lange, kam der zuletzt eingetretene Herr wieder heraus und wurde von Gustav sofort angesprochen: «Sie gestatten wohl, daß ich 50 von den 100 Franken, die Sie hier soeben erschwindelt haben, für mich beanspruche.» «Was erlauben Sie sich, mein Herr», wollte der andere aufmucken.

Aber Gustav wurde energisch.

«Mich kannst du nicht mächteln, ich bin selbst ein Mächerer», antwortete er. Und das Ende vom Liede war, daß uns die andern einen Holzscheiter abladen mußten.

«Weißt du», sagte mir der Gustav nachher, «mit einem Landsmann hätte ich das nicht gemacht, aber die verdammte Bande soll im eigenen Lande flohnen. «Bleibe im Lande und nähre dich redlich», heißt das Sprichwort. Die Schweiz hat schon so viel Geld an der Clearing-Milliarde und früher an deutschen Anleihen verloren und wird in den nächsten 20 Jahren wiederum ein paar 100 Millionen verlieren, daß sich dieser Kapitalexport durch deutsche Flohner volkswirtschaftlich einfach nicht verantworten läßt.»

In solchen Reden war Gustav Meister. Er hatte nicht umsonst sechs Jahre auf den Bänken eines Gymnasiums herumgerutscht.

Unsere schönen Tage waren leider bald darauf auch vorbei. Wir lebten herrlich und in Freuden, logierten in guten Häusern und tranken täglich unsren Flaschenwein. Cherchez la femme! konnte man hier mit Recht sagen, denn Gustav hatte Beziehungen mit einer Barmaid angefangen, die ihn Unsummen kosteten. Er ließ daher die gewohnte Vorsicht außer acht und probierte im Hotel, wo wir logiert hatten, den Oberkellner zu machen. Der muß aber nachher Lunte gerochen haben, denn am Bahnhof ereilte uns das Schicksal in Gestalt von zwei Deckeln, die uns trotz unserm Protest mitnahmen. Zwei weitere Konfrontationen schlugen dem Faß den Boden aus. In den Zeitungen war nachher zu lesen:

«Es ist der Polizei gelungen ...»

Dieser Beitrag erschien erstmalig im April 1932. Wir bringen jährlich einen Artikel, der ungefähr zwanzig Jahre zurückliegt, als Beleg, wie zeitbeständig der Inhalt des «Schweizer Spiegels» ist.